

Hermann Bausinger

## „Als einzige Frau unter hundert Männern“

Elisabeth Rupp - Studentin im Straßburg der Jahrhundertwende

Schon einmal, in Allmende Heft 23, konnte der Leser Elisabeth Rupp begegnen: Hermann Bausinger nahm damals ihren 100. Geburtstag zum Anlaß eines Portraits. Rupps 1919 im Seldwyla-Verlag erschienenes Buch „Im Zweige“ soll nun Gelegenheit geben, etwas von ihr selbst lesen zu können. Der Text nimmt einen einzelnen, wenngleich nicht beliebigen Abschnitt ins Visier: den der Einfädelung in eine von Männern beherrschte Welt der sogenannten Realitäten - und wie eine ungewöhnliche Frau sich darin einrichtet. Die Redaktion bat wiederum Hermann Bausinger um eine Einführung.

*Straßburg 1770. Ein junger Mann, Anfang 20, kommt in die Stadt, sucht so manche vornehme Familie auf, die ihm und der er empfohlen wurde, quartiert sich ein und gewinnt, in mehr oder weniger systematischen Schritten, ein Bild von der baulichen Anlage. Er spottet ein wenig über „seltsame zufällige Unschicklichkeiten“ im Gefüge der krummen Gassen, nimmt Kenntnis von einem gerade in Angriff genommenen Plan zur Verschönerung der Stadt, die aber noch, „wunderlich genug, zwischen Form und Unform schwankte“. Von diesen Eindrücken des jungen Johann Wolfgang Goethe erfahren wir, nachträglich und vermittelt, aus seinem Erinnerungsbuch „Dichtung und Wahrheit“ - schon der Titel sagt, daß darin das wirkliche Leben, wo es seinen Glanz verloren hat, „mit dem Firnis der Fiktion“ aufgefrischt ist. Die Akzente sind aus der Distanz abgeklärter Altersweisheit gesetzt; die Eruptionen des Sturm und Drang, die nächtlichen Ritte von und nach Seesenheim, die Leidenschaft für Friederike, die wilden Freundschaften werden zwar nicht verschwiegen, aber sie fügen sich ein in ein Bild ernster, verlässlicher Strebsamkeit. Bei allen Irritationen geht der junge Mann sicher und gesichert seinen Weg. Die Stadt und das Münster, dessen innere Struktur er in präzisen Studien aufdeckt, hinterlassen ihm den Eindruck, „daß hier das Erhabene mit dem*

Gefälligen in Bund getreten sei". Er entdeckt, beeinflusst von Herder, den herben Reiz des Altdeutschen, und er vergißt auch nicht seinen Vorsatz, sich „in Straßburg der Rechtswissenschaft ferner zu befleißigen, um baldmöglichst promovieren zu können."

*Straßburg 1910.* Eine junge Frau, Anfang 20, kommt in die Stadt. Man kann nicht sagen, daß sie aus der Provinz kommt: Sie ist 1888 in Ravensburg geboren, verbrachte ihre Kindheit und Jugend aber in Berlin und später in Stuttgart, wo sie das Abitur machte. Sie stammt aus einer, besseren' Familie; der Vater war Oberlandesgerichtsrat und Generalstaatsanwalt. Aber den Weg nach Straßburg und die Wege in Straßburg hat sie sich selbst erkämpft. Der Vater schaut mißbilligend auf die schwärmerischen Neigungen des Mädchens, die ins Weite gehen und die Grenzen der Tradition sprengen; er rechnet damit, daß der Tochter in einer soliden Ehe die Flausen ausgetrieben werden. Aber sie leidet nur, malt sich weiterhin ihre selbständigen Lebensziele aus und ordnet sich nicht ein in die biedere Geselligkeit schwäbischer Honoratiorenfamilien. Der Vater gibt schließlich, auf das Drängen der Mutter wohl auch, nach - aber er öffnet die Tür nur zu einer Karriere, die auch ihm einleuchtet: Elisabeth Rupp darf nicht ihren völkerkundlichen und religionswissenschaftlichen Interessen nachgehen, auf die sie Bücher und enthusiastische Studenten schon früh gebracht haben; auch sie kommt nach Straßburg, um sich der Rechtswissenschaft zu befleißigen ...

*Warum Straßburg?* Es ist wahrscheinlich, daß der Vater bei dieser Wahl mitmischte, und es mag sein, daß dabei alt- und alldeutsche Gedanken eine Rolle spielten. Er las zuhause aus Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" vor, und er förderte den kolonialen Gedanken und die koloniale Politik, wo er konnte. Elisabeth Rupp erklärt sich die Wahl Straßburgs anders: sie glaubt, daß das Erbe französischer Ahnen von der mütterlichen Seite in ihr fortlebt; jedenfalls sucht sie „die Nähe französischer Kultur und Sprache" und sieht darin „etwas besonders Festliches". Auch ihre Gänge durch die Stadt sind nicht von altdeutschen Schwärmereien beflügelt. Sie spürt nicht Geschichte auf, erschließt nicht Stilepochen, sondern erlebt die Häuser und Gassen als volle Gegenwart, als natürliche Entsprechung zu ihrer Hochgestimmtheit, ihrem Enthusiasmus des Befreitseins.

Dieser Enthusiasmus macht ihr auch das Studium erträglich. Die Zahl studierender Frauen war noch verschwindend klein, und Jura war schon gar kein Frauenstudium. Elisabeth Rupp war unter den ersten Frauen, die sich in Straßburg immatrikulierten, und sie war die erste und zunächst

einzigste, die sich der Rechtswissenschaft zuwandte. In ihrem autobiographischen Roman „Im Zweige“ schildert sie, wie sich die männlichen Studierenden in „kindlicher Feindseligkeit gegen die Eindringlinge“ wenden; sie beschreibt ihre Schüchternheit und ihre Scheu vor dem vollen Hörsaal. Aber sie stand durch. Nach zwei Semestern in Straßburg setzt sie ihr rechtswissenschaftliches Studium in Leipzig und Berlin fort, und schon 1913 kehrt sie nach Straßburg zurück, um dort ihre juristische Dissertation vorzulegen und zu verteidigen.

Die Doktorarbeit trägt den Titel „Das Recht auf den Tod“. Sie befaßt sich mit dem Selbstmord, mit der Geschichte und den Prinzipien seiner juristischen Beurteilung, und mit den schwierigen Fragen der „Tötung auf Verlangen“, die heute noch so aktuell sind wie damals: der § 216 des Strafgesetzbuches, den Elisabeth Rupp in ihrer Arbeit kritisierte, ist auch in den folgenden Jahrzehnten nicht verändert worden. Trotz dieser Aktualität ist die Untersuchung nicht ganz leicht lesbar - aber eben dies macht sie unter dem biographischen Aspekt wiederum interessant. Sie demonstriert nämlich über weite Strecken, daß die Verfasserin sich sehr wohl in der abstrakten juristischen Terminologie zu bewegen vermag; sie absolviert eine Art Höhentest, indem sie deutlich macht, daß es in der dünnen Luft der wissenschaftlichen Theorie nicht nur Männer aushalten. Gleichzeitig bringt sie aber ein ungewöhnliches Maß an Betroffenheit und Leidenschaftlichkeit ins Spiel. Wo sie den Eindruck hat, daß „das Ethische einer sophistischen Spielerei zum Opfer gebracht werden“ soll, schlägt sie ihren Vorläufern „das zierende Beiwerk“ ihrer Sätze um die Ohren und arbeitet den Kern dieser Sätze heraus. Sie vertritt die Meinung, daß „die Verwerflichkeit des Selbstmords (...) durch Vergewaltigung von Bibelstellen“ in das christliche Dogma „hineininterpretiert“ wurde. Sie wendet sich gegen die „mystische Staatsauffassung, die den Staat als etwas a priori Übergeordnetes, gleichsam unirdisch über den Menschen Schwebendes betrachtet - nicht als das, was er in Wirklichkeit ist: ein Gebilde, von Menschen geschaffen, um Menschen zu dienen.“ Deshalb hat der Staat in ihren Augen auch nicht das Recht, „Lebensüberdrüssige mit Gewalt am Leben erhalten zu wollen.“

Ihr Resümee formuliert Elisabeth Rupp, nachdem sie nach allen Regeln juristischer Auslegungskunst vorgegangen ist, einfach und auch für juristische Laien verständlich: „Was will denn der Gesetzgeber? Will er berechnete Interessen schützen? - Der Interessent erklärt, keine zu haben. Will er gemeingefährliche Gesinnung strafen? - Man sucht sie vergebens. Will er

rächen? - Es fehlt die Tat, die Rache verlangt. So bleibt ihm nur die Absicht, vor Mißbrauch zu schützen. Allein die Bedeutung dieses einzigen Motivs ist zu schlecht proportioniert zu den überwiegenden Gründen der Logik und der Gesetzesstruktur, die auf der Berücksichtigung mannigfacher, nie eines einzigen Strafgrundes basiert. Und selbst wenn der Gesetzgeber so bescheiden wäre, einmal nur praktisch sein zu wollen, — wie unpraktisch ist er dabei! Es ist eine bekannte Tatsache, daß auf einem Gebiet, das besonders wichtig für den Tatbestand des §216 ist - der Arzt am Krankenbett -, so und so viel Fälle vorkommen, die trotz der Strafandrohung des § 216 vorkommen und deren Nachweis sich dem Staate einfach entzieht. Wenn aber der Gesetzgeber schon kriminalpolitisch sein will, so soll er es wenigstens in einem wahren Sinne sein - in dem Sinne Beccarias: nicht mit Strafen zu drohen, die er nicht vollziehen kann."

Diese Doktorarbeit war kein Gesellen-, sie war ein Meisterstück; die Schärfe ihrer Argumente und die Unbestechlichkeit ihrer Gedanken hätte die Verfasserin sehr wohl befähigt, eine einflußreiche juristische Position zu übernehmen. Aber die praktischen Berufschancen öffneten sich noch langsamer und zögernder für Frauen als die akademischen Ausbildungsgänge. Außerdem machte der Krieg andere Tätigkeiten vordringlich: Elisabeth Rupp arbeitete, nach Berlin zurückgekehrt, in einem privaten Sozialhilfverband. Aber abgesehen von solchen objektiven Schwierigkeiten scheute sie auch zurück vor einer Berufskarriere auf vorgezeichneten bürgerlichen Wegen. Sie ahnte bereits, was sie in ihrer Lebensskizze beschreibt: daß solche Karrieren selbst „überschäumenden und verheißenden“ jungen Menschen die Ideale und Phantasien austreiben und sie zum „konkurrenzfähigen Maschinenteil“ machen können. Deshalb verweigerte sie sich „den Forderungen eines stumpfsinnigen Teilbetriebs“, setzte erneut aufs Ganze - auf eine umfassende Erkenntnis der Welt in ihren zahllosen kulturellen Brechungen und auf die Beschwörung menschlicher Erfahrungen und Möglichkeiten in der Kunst.

Das eine erfüllte sich für sie in Reisen in ferne Kontinente, nach Südamerika, Nordafrika und Vorderasien, und in völkerkundlichen Studien, die in eine akademische Karriere mündeten. Eine sehr ungewöhnliche Karriere freilich: sie assistierte am Hamburger Museum für Völkerkunde und sie lehrte am Völkerkundlichen Institut der Universität Tübingen, ohne je eine beamtete Position in Anspruch zu nehmen; im Jahr 1945, nachdem ihr Mann, der Seeoffizier Jan Gerds, in den letzten Kriegsmo-  
naten gestorben war, übernahm sie praktisch die Leitung des Tübinger

Instituts und behielt sie bis ungefähr 1960 bei - ehrenamtlich. Es ist schwer abzuschätzen, inwieweit akademische Engstirnigkeit der unorthodoxen und scharfzüngigen Frau den verdienten Platz streitig machte und inwieweit sie selbst ihre Freiheit auch in diesem Punkt bewahren wollte.

Aufkeinen Fall wäre sie bereit gewesen, ihre persönliche Eigenart blutleeren Ritualen und dürren Vorschriften zu opfern. Dazu hatte sie diese Eigenart zu weit und zu farbig entfaltet. Ihr eigentliches Metier war die Kunst. Während des Studiums versuchte sie sich als Schauspielerin - einmal deshalb, weil dies in ihren Augen der einzige Beruf war, in dem Frauen den Männern wirklich paroli bieten konnten, zum andern aber auch aus dem Drang heraus, ihr „mögliches Leben zu vervielfältigen, wechsellvoll zu beleuchten, ins Rasende zu steigern“. Größeres Talent entwickelte sie als Schriftstellerin. Während des Ersten Weltkriegs veröffentlichte sie zwei schmale Gedichtbände. Dann schrieb sie das Buch „Im Zweige“ - es ist nicht nur eine biographische Erinnerung, sondern ein exemplarischer Entwicklungsroman. Hermann Hesse druckte das Kindheitskapitel im „Alemannenbuch“ von 1919 ab: dies war die Aufnahme in den Kreis anerkannter Literaten.

Für Elisabeth Rupp wendete sich diese Initiation ins Persönliche. Sie verliebte sich in Hermann Hesse, verschlüsselte ihre Erlebnisse mit ihm in der Erzählung „Malen und Eobar“, in der sie sich in exotischen Bildern und im Gefühl der Vereinigung mit der Natur verströmte. „Die Berge steilen sich auf allen Seiten“, heißt es einmal in der Erzählung. Dreißig Jahre später hält Gottfried Benn seinen Vortrag über „Probleme der Lyrik“ und fordert seine Zuhörer auf: „Und dann achten Sie bitte auf das Wort steilen - da will einer hoch und kommt nicht rauf“. Es ist vielleicht nicht ganz fair, diese in einer ganz anderen Situation geschriebene Kritik auf jene Phase neuromantischer, aber auch immer noch expressionistisch gestimmter Literatur anzuwenden. Aber man hat doch den Eindruck, daß die poetische Kraft Elisabeth Rups in der exotischen Schwüle verklebte, und daß sie sich später nur noch vereinzelt - in Reiseschilderungen und heiteren Naturgedichten - zur vollen Kraft entfaltete. Vielleicht auch deshalb, weil ihr - wie im beruflichen Bereich - auch hier niemand einen Weg freilegte; sie ergriff die Flucht und ging 1922 zunächst als Hauslehrerin nach Argentinien: Beginn einer von ständiger Unruhe getriebenen Wanderschaft durch wirkliche und durch geistige Kontinente.

Der Lebensbericht „Im Zweige“ ist der Höhepunkt der poetischen Produktion von Elisabeth Rupp. In ihm sind klare Beschreibung und mutige

*Bilder, kompromißlose Gefühle und zärtliche Farben, energische, keineswegs vorurteilsfreie Angriffe und überlegene Reflexionen: ein Zeitbild und ein psychologisch differenziertes, modernes Lebensbild. Es lohnt sich, darin zu lesen - auch siebenzig Jahre danach.*

*Elisabeth Rupp*

## Im Zweige (Auszug)

Ich vergrub mich in die Großen der Geschichte, der Kultur, und beauschte mein Herz an Nietzsche, den ich jetzt besser verstand, als einst, da ich mit aufgerissenen Augen und fanatischer Konzentration fakirhafte Versuche machte, zwölfmal gelesene Kapitel des Zarathustra meinem 12jährigen Hirn nahezubringen. - An Napoleon und Goethe. - Dann war das Suchen nach dem Weg bohrend, schmerzhaft, - ein Drängen zum Weiten, Großen, aus der schmalzigen Enge der Vielen, - und kein Licht.

Wie etwas Nebensächliches erledigte ich das Maturitätsexamen, das mich zur Universität hätte führen können, in die Welt, in die Leistung, ins Großwerden. Wenn - der Vater es gestattet hätte. Aber er wollte nicht. Ihm machte die Tradition der Familie das Bild der für Geld arbeitenden Frau unerträglich: Ehe empfahl er, warm, eindringlich. Allein, da wollte ich nicht.

Ich weiß nicht, ob damals zuerst meine Ehescheu sich rührte. Ich meine eigentlich, mit ihr geboren zu sein; denn schon als Kind tat ich Aussprüche von bemerkenswertem Skeptizismus in dieser Richtung. Ein dumpfes Gefühl von einer schwer zufallenden Tür, von nicht mehr Können, wie man will, - von bürgerlicher Umzäunung, Behinderung des wundervollen, launenhaften Flugs dahin und dorthin, wo ein Erlebnis lockt -, dies löste zu allen Zeiten eine so starke Unlustempfindung aus, daß alle Gegen Gründe sofort zerrannen, wesenlos wurden; und ich wunderte mich immer wieder, nachdenklich, grübelnd - mit welcher stillen Würde die Menschen dieses tragische Geschick auf sich nahmen. Sie mußten wohl gewichtige Gründe dafür haben. Vielleicht brauchten sie Geld, oder wollten eine Aussteuer. Oder sie glaubten, es der Welt nicht versagen zu dürfen, ihren unvergleichlichen Stammbaum fortzupflanzen - das kam